

Andrea Strübind

**„Nehmt einander an“ (Röm 15, 7.13)  
Predigt anlässlich der ökumenischen Friedensvesper der  
AcK am 24.10.1997 in Münster**

Liebe Brüder, liebe Schwestern,

„Gott Lob, nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort, daß nunmehr ruhen sollen die Spieß und Schwerter und ihr Mord“. So hat Paul Gerhard am Ende des Dreißjährigen Krieges erleichtert gejubelt. Mit ihm hofften damals viele leidgeprüfte Menschen auf einen dauerhaften Frieden. Inmitten eines wirtschaftlichen und politischen Zusammenbruchs größten Ausmaßes und angesichts von Zerstörungen und Verwüstungen vieler Regionen begrüßten sie den Friedensschluß, an den wir heute gemeinsam denken.

Wir erinnern uns als Christen aus den unterschiedlichen Konfessionen und Denominationen zugleich an diesen Friedensschluß, der nunmehr vor 349 Jahren den letzten Religionskrieg in Deutschland beendete. Am Ende dieses mörderischen und schmerzlichen Versuchs, die Kirchenspaltung mit Gewalt zu überwinden, stand der Westfälische Frieden. Nie mehr, so verhiieß es der Friedensvertrag, sollte aufgrund unterschiedlicher religiöser Standpunkte ein Krieg begonnen werden. Auch wir können angesichts heutiger religiös motivierter Kämpfe und Kriege nur dankbar an dieses „Fried- und Freudenwort“ denken. Aber als Christen des sogenannten „ökumenischen Zeitalters“ der Kirche dürfen wir die Augen für die Grenzen dieses Friedens nicht verschließen. Er beendete zwar das Morden, aber er besiegelte auch gleichzeitig die konfessionelle Spaltung. Die territoriale Aufteilung der Konfessionen brachte zwar den offenen Kampf zum Ende, steigerte aber auch die gegenseitige Entfremdung. Der Theologe Heinrich Bornkamm sagte: „Damals sind Glaubensfreiheit und Glaubensfremdheit entstanden“. Indem die Konfessionen auseinanderrückten, wurden sie einander fremd.

Liebe Brüder, liebe Schwestern, für mich als Vertreterin der täuferischen Tradition sieht der Rückblick auf den Friedensschluß noch einmal anders aus. Denn die sogenannte „radikalen Reformatoren“ blieben außerhalb des Religionsfriedens. Für die Täufer galt dieser Friede nicht. Sie wurden im Reich weiterhin nicht geduldet. Niemandem, der außerhalb der drei großen christlichen Konfessionen stand, wurde das Recht zum öffentlichen Gottesdienst und zur Verbreitung ihres Glaubens durch Wort und Schrift gewährt. Die gesamte täuferische Bewegung wurde in den Untergrund gedrängt und durch rigorose Verfolgung seitens protestantischer und katholischer Obrig-

keit fast völlig ausgelöscht. Das galt nicht nur für die Niederwerfung der täuferischen Vision eines endzeitlichen Königreichs, das in einer „Schreckensherrschaft“ endete. Sie wird wohl auf immer mit dem Namen der Stadt Münster verbunden bleiben. Die Verfolgung traf auch die ganz anders gearteten Täuferbewegungen in der Schweiz, Oberdeutschland und Österreich, die ausgehend von der reformatorischen Predigt den Weg eines friedlichen Gemeindechristentums eingeschlagen hatten. Für Gewissensfreiheit war kein Platz in diesem Frieden! Freie Wahl des Glaubensbekenntnisses galt vielmehr nur für die Obrigkeit, nicht für die Untertanen. Andersdenkenden – Christen und Juden – blieb nur die Auswanderung.

Und nun feiern wir hier: orthodoxe, katholische und evangelische Christen aus den unterschiedlichen Strömen der Reformation gemeinsam Gottesdienst. Das ist ein unübersehbares Zeichen dafür, daß sich im Blick auf die Kirchen in den fast 350 Jahren sehr vieles verändert hat. Aus dem feindlichen Gegeneinander der Kirchen ist ein Miteinander geworden; aus dem Status Quo der Trennung ein Aufeinanderzugehen; aus der Abgrenzung eine Annäherung; aus der Polemik ein gemeinsames Lernen.

Unser heutiger Predigttext zeigt uns aber noch eine ganz andere Dimension und Zukunftsperspektive auf: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob. [...] Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, daß ihr immer reicher werdet an Hoffnung durch die Kraft des heiligen Geistes“ (Röm 15, 7.13).

„Nehmt einander an“. Was bedeutet es für uns Christen am Ende des 20. Jahrhunderts einander anzunehmen? Was wird hier von uns gefordert? Welche Schritte sollten in der Ökumene gegangen werden? Bevor wir darüber gemeinsam nachdenken, dürfen wir zunächst auf die gute Nachricht hören, die dieser Vers für einen jeden von uns bereithält. Ihr seid bereits angenommen worden. Christus hat euch angenommen! Wir sind zuerst angenommen durch Christus. Wo wir uns angenommen und bejaht fühlen, werden wir glücklich, da leben wir auf. Menschen leben von der Annahme, das entspricht unserer Lebenserfahrung. Und nun ruft uns Gottes Wort zu: Christus, der Sohn Gottes, ist in diese Welt gekommen, um uns anzunehmen. Wir sind angenommen als Söhne und Töchter Gottes, mit ihm versöhnt und im Frieden. Gott fragt bei seiner Annahme nicht nach unserem Wert. Nicht aufgrund dessen, was wir sind, sondern trotz dessen, was wir sind, sind wir angenommen. Das sagt uns jeder Gottesdienst, jedes Abendmahl, jedes Kreuz in jeder Kirche zu: Ihr seid angenommene Menschen, über euch ist das große Wort der barmherzigen Annahme gesprochen (H. Gollwitzer).

Christen leben von diesem Angenommensein in Christus. „Wie Christus“ hat hier also nicht so sehr einen vergleichenden Sinn, sondern begründet das gegenseitige Annehmen. Ernst Käsemann faßte die Konsequenz daraus so zusammen: „Wo quer durch alles Irdische die Gottlosen zu Gotteskindern werden, kann nichts die Glieder der Gemeinde mehr unüberbrückbar trennen, ist gegenseitige Annahme unabweisbar [...] müssen alle Verschiedenheiten zur Erbauung des Ganzen führen“. Ihr seid von Christus angenommen! Trotz aller Fehler und allem Versagen, aller Irrwege der Kirchengeschichte dürfen wir als Christen aus den verschiedenen Kirchen mit seiner Liebe und seiner Vergebung rechnen, jeden Tag neu. Wer dieses Wunder versteht, der kann auch den anderen annehmen.

Was heißt aber „einander annehmen wie Christus“? Unsere Verse entstammen einem Kapitel, in dem es um heftige Streitfragen unter Christen ging. Pro und contra vegetarisches Essen, Sonntagsarbeit und alkoholische Abstinenz prallten hart aufeinander. Man unterschied sich, je nach Liberalität in diesen Fragen, in sogenannte Starke und Schwache. In der Pluralität der heutigen Ökumene könnten wir sicher ganz andere Streitfragen aufzählen, in denen wir uns je nach Liberalität oder unbeirrbarer Prinzipientreue voneinander unterscheiden. Unter Christen wird heute zwar über anderes gestritten, aber sicher nicht weniger heftig. Neben den großen ungelösten dogmatischen Fragen zu Taufe, Eucharistie und Amt kommen uns Reizthemen wie Frauenordination, Sexualethik, Proselytismus schnell in den Sinn. Der Streit um das Bekenntnis und die christliche Lebensführung prägt die gesamte Kirchengeschichte und auch die heutige Ökumene. Paulus ermahnt nun seine Mitschriften – die Starken und die Schwachen – einander anzunehmen. Es fällt uns leicht, uns gegenseitig anzunehmen, wenn der andere so ist wie wir. Wir nehmen dabei den Nächsten oft nur „nach unserem Bilde“ an und sehen ihn nur mit unserem eigenen Vorurteil. Aber dann suchen wir in Wirklichkeit gar nicht den anderen, sondern nur uns selbst im anderen (J. Moltmann). Das gilt auch für die heutige Ökumene. Wir nehmen einander nur mit gewissen Vorbehalten an. Kirchen, die so sind wie wir, bestätigen uns. Mit denen fällt das Annehmen leichter. Zwei volksgemeinschaftlich strukturierte Kirchen können sich leichter verständigen. Da hat man dieselben Probleme. Praktische Faktoren, wie die Staatskirchenverträge, machen es ja unerlässlich, daß die beiden großen Kirchen unmittelbar kooperieren. Einer bischöflichen Kirche fällt die Zusammenarbeit mit einer anderen bischöflich geordneten Kirchen leichter. Eine Freikirche fühlt sich im Gespräch mit anderen Freikirchen, die vor denselben Herausforderungen stehen, eher angenommen. Kirchen dagegen, die anders sind, verunsichern uns.

Da kommt man schnell zu der Einschätzung: die anderen stören den Fortschritt in der ökumenischen Bewegung. Wir wären schon weiter, wenn diese oder jene Kirche bzw. Freikirche im Konzert der Ökumene fehlte. So tendiert man in unserem Land schon lange zur bilateralen Ökumene der beiden Großkirchen. Hier werden bedeutende Kooperationen erreicht. Die multilaterale Ökumene mit den vielen Stimmen und Meinungen, dem großen unterschiedlichen Erfahrungspool ist so kompliziert. Man hat den Eindruck: Multilaterale Ökumene, wie sie die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen verkörpert, hemme die Schrittgeschwindigkeit auf dem Weg zur kirchlichen Einheit. Darum lieben wir eher die, die so sind wie wir und meiden die, die anders sind.

„Nehmt einander an wie Christus euch angenommen hat“. Das Wort des Apostels kann unserer ökumenischen Weggenossenschaft eine neue Orientierung geben. Christus hat uns angenommen in den verschiedenen Kirchen mit ihrer je eigenen Geschichte und ihrem je eigenen Profil. Von diesem Angenommensein kommen wir alle her. Das durchbricht unsere Grenzen. Das öffnet uns für die anderen Kirchen, so wie sie sind. Christus hat uns angenommen in den verschiedenen Kirchen. Diese Erkenntnis führt dazu, daß wir unseren konfessionellen Selbsterhaltungstrieb zurückstellen können. Wenn wir auf ihn, unseren Herrn, schauen, werden wir vom Krampf der kirchlichen Selbstbestätigung frei. Wir verlieren die ständige Angst um unsere Identität und werden offen für die anderen, die andere Tradition, die andere Form der einen Kirche.

Auf der Ökumenischen Versammlung in Graz ist bei allem spirituellem Erleben des gemeinsamen Gebets auch deutlich geworden, daß Kirchen und Freikirchen aus unterschiedlichen Gründen, die Ökumene manchmal für etwas Gefährliches halten. Sei es die Angst vor einer Verwestlichung, mit der einhergehenden Werteverstärkung; sei es die Angst, daß im Einheitsstreben der Wahrheitsfrage nicht mehr genügend Raum gegeben wird. „Nehmt einander an“. Hier ist nicht die Rede von gegenseitiger Vereinnahmung, sondern von Annahme. Es kann in der Ökumene nicht darum gehen, Wahrheit aufgrund der Einheit zu relativieren oder Einheit auf Kosten der Wahrheit durchzusetzen. Das gilt auch, diese Bemerkung sei mir gestattet, für die Aufhebung von Lehrverurteilungen aus der Reformationszeit (E. Jünger, „Um Gottes Willen Klarheit“, in: ZThK 1997). Paulus meint mit Annahme aber auch nicht nur Toleranz. Es wäre ja im Blick auf die Kirchengeschichte schon ein großer Fortschritt, wenn Christen unterschiedlichster Konfession sich tolerieren würden. Der Apostel fordert mehr von seinen Mitchristen, er fordert auch mehr von uns Kirchen vor der zweiten

Jahrtausendwende. Toleranz überläßt den anderen sich selbst. Liebe dagegen distanziert den anderen nicht. Angesichts der gemeinsamen Annahme durch Christus, aber auch angesichts der fortschreitenden Entchristlichung unseres Landes genügt es nicht, daß sich die christlichen Kirchen tolerieren und nebeneinander stehen bleiben. Der Status Quo der konfessionellen Besitzstandswahrung läßt uns keine Zukunft gewinnen. Alle christlichen Kirchen sind aufgerufen, einander anzunehmen. Das ist etwas ganz anderes, ja viel mehr als gegenseitige Toleranz. Annehmen heißt in diesem Sinne: Gemeinschaft zu suchen, aber auch gemeinsame Veränderung zu suchen.

Wenn wir einander im Sinne Christi annehmen, dann interessieren wir uns für das Recht und das Wohlergehen der verschiedenen Kirchen und Freikirchen. Das hat Auswirkungen bei der Frage nach staatlichen Privilegien und öffentlicher Präsenz in den Medien. Wenn wir einander im Sinne Christi annehmen, nehmen wir an der Freude und an dem Leid der anderen teil. Dann ist ökumenische Gleichberechtigung nicht abhängig von der statistischen Größenordnung oder gesellschaftlichen Relevanz, sondern allein von evangeliumsgemäßen Kriterien. Dann leiden wir gemeinsam an den Kirchenaustrittszahlen und schielen nicht beruhigt auf unsere eigenen Mitgliederlisten. Dann gilt es aber auch, gemeinsam gegen das neue Religionsgesetz in Russland zu protestieren.

Wenn wir einander im Sinne Christi annehmen, dann fühlen wir uns durch die andere Form des Gottesdienstes nicht mehr verunsichert, sondern bereichert. Dann muß auch keiner den anderen auf seine Taten oder Untaten in der Geschichte festlegen. Und das sage ich auch bewußt in dieser Stadt, die für die Zerschlagung und daran anknüpfende Diskriminierung des Täuferniums zum bleibenden Symbol geworden ist. Wo dieses Annehmen im Sinne Christi geschieht, das Geltenlassen, das Aufeinanderhören, das Vergeben, das treue Zueinanderstehen, da sind wir auf dem richtigen Weg. Vielmehr gewinnt Ökumene dort eine neue Dimension oder macht sogar einen Qualitätssprung. Vielleicht hat das die Ökumene an der Basis schon längst erkannt. In Graz sprach man offiziell von der „Ökumene mit den zwei Geschwindigkeiten“. Der echte Erfolg von Graz seien die motivierten Leute an der Basis, die der Ökumene neue Schwung verleihen, weil sie gemeinsam erkannten: Wir sind von Christus angenommen. Es gilt, diese Wirklichkeit im Reichtum unserer Unterschiede zu leben und auszudrücken.

Dennoch bleibt auch wahr, daß sich trotz vieler Fortschritte am Ende dieses „ökumenischen“ Jahrhunderts Enttäuschung über das Erreichte breitmacht. Der erwartete Durchbruch zur sichtbaren Einheit blieb bis jetzt aus. Viele befürchten auch in unserem Land angesichts der Finanz- und

Strukturkrise der Großkirchen eine ökumenische Eiszeit. Es bleibt zu fragen, wohin die krisenhaft erlebte Gegenwart führt: zu einer verbindlicheren ökumenischen Zusammenarbeit oder zu einem neuen Konfessionalismus. Wir Christen sind auf dem Weg zu einer gesellschaftlichen Minderheit, der wohl in Zukunft immer weniger Privilegien eingeräumt werden. Es liegt an uns, ob diese Entwicklung die Kirchen enger zusammenführt, oder uns wieder stärker voneinander isoliert.

Heute geht es, ob wir wollen oder nicht, bei allem christlichen Denken und Handeln um die wesenhafte christliche Einheit. Das Versagen einer Kirche wird heute der ganzen Christenheit angelastet. Denn der außerkirchlichen Welt fällt die Unterscheidung zwischen den Konfessionen immer schwerer. Die postmoderne Gesellschaft mit ihrer religiösen Indifferenz ruft uns deshalb unüberhörbar aus der ewigen Konkurrenz, aus dem Streit, aus der Polemik heraus. Die Zerrissenheit des Leibes Christi stellt heute mehr als je zuvor die Glaubwürdigkeit des christlichen Zeugnisses in der Öffentlichkeit in Frage. Vielleicht müssen wir deshalb entschlossen zurückkehren zu den Anfängen der ökumenischen Bewegung. Glaubwürdige Mission war damals die Triebfeder, um ein überkonfessionelles Miteinander zu suchen. Vielerorts spricht man davon, daß ein missionarisches Zeitalter der Christenheit in Europa angebrochen sei. Die Kirchen sind miteinander zu einem klaren und profilierten Zeugnis herausgefordert.

Unser Predigtwort nennt uns darüber hinaus das entscheidende Ziel, dem unser gemeinsames Annehmen gilt: das Lob Gottes. „Nehmet einander an – zu Gottes Lob“. Wir haben notwendig und einmütig etwas Besseres zu tun, als über unsere Gegensätze zu streiten: Gott zu loben. Wir gehören zusammen und tragen gemeinsam den Namen Jesu Christi, damit wir einmütig mit einem Munde Gott loben. Und, wie es die Basisformel des ÖRK heißt, „gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu wir berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“.

„Nehmt einander an – zu Gottes Lob“. Stehen wir vor einer unlösbaren Forderung? Paulus ist angesichts der zerstrittenen Römer zuversichtlich. Er ist voller Hoffnung und er betet zugleich für diese Hoffnung. „Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, daß ihr immer reicher werdet in der Hoffnung durch die Kraft des Heiligen Geistes“. Dieser Hoffnung auf den Gott der Hoffnung bleibt alles andere untergeordnet, auch das gegenseitige Sich-Annehmen. Die Hoffnung auf Gott macht ganz weit für alle anderen. Möge uns Gott mit dieser Hoffnung beschenken.

Amen